Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 6 (1916)

Heft: 40

Artikel: Die Glashütte von Münster (Berner Jona)

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-643276

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

gebrochener Mann zur ewigen Ruhe ein. Die Künstler-Gesellschaft der Stadt Zürich widmete dem Kollegen ihr Neujahrsstück vom Jahr 1810. Der Nachruf schließt mit den Worten: „Die Kunst verlor in ihm einen ihrer angenehmsten Zöglinge und die Gesellschaft eines ihrer liebenswürdigsten Mitglieder." Die Stadt Bern kann stolz darauf sein, Sigmund Freudenberger zu ihren Söhnen zählen zu können. F. E.

Das Feuer.

Von Cajetan Binz.

Septembernacht auf einsam-hohem Berg. Ein kleiner Trupp Soldaten. Sie liegen in der einzigen Hütte, dicht aneinander. Und einer steht im Freien und hält Wacht. Er ist groß und schlank. Sein Mantel fliegt im Wind. Kalt ist die Nacht. Wolken jagen am Mond vorbei. Oft ist dunkelste Dunkelheit. Aber manchmal flutet das Mondlicht über den Berg mit weißem, hartem Glanz. Ueber die weite Matte und über den Wald. Und über das braune, schöne Gesicht des Soldaten. Ein Feuer brennt. Bald leise und verstohlen, bald in hellen, lodernden Flammen, je nach dem Wind. Ein feiner Rauchgeruch zieht durch die Luft. Der Soldat schürt das Feuer, denn es gibt warm. Seine Finger sind steif. Sie fühlen nicht mehr die Last des Gewehres. Aber sie sind fest geschlossen. Auf und ab geht der Mann. Wenn er an das Feuer kommt, wächst etwas neben ihm aus dem Boden heraus: Sein Schatten, riesengroß.

Es ist fürchterlich still in der Runde. Nur die Flammen knistern, und oft fallen mit dumpfem Laut die verbrannten Scheiter ineinander. Und der Wind säuselt und singt über den Berg.

Der Soldat kämpft mit dem Schlaf. Wie Blei liegt es ihm auf den Augen. Leise kommt der Dämon angeschlichen. Hundert Arme hat er und drückt mit hundert Armen den gequälten Kopf. Und langsam geht es durch den Körper wie ein Krampf. Und dann wieder die stille, wohltuende Erschlaffung.

Schlafen, nicht mehr wachen,
Wachen, nimmer schlafen . . .
Soldat sein,
Lachen, weinen,
Heimweh . . . . . .
Hundert Sterne scheinen
Eins, zwei, drei, vier, zehn, zwanzig, hundert! —

Hart stößt sein Kopf an die Hütte an. Da erschrickt der Dämon Schlaf und seine hundert Arme lösen sich vom Opfer. Der Soldat geht ans Feuer und wirft schwere Klötze in die Glut. Funken springen in die Nacht. Der Wind trägt sie fort. Wie Leuchtkäfer flimmern sie in der Weite. Nun ist er wieder wach. Mit starken Schritten geht er auf und ab. Und seine Augen sind hell. Und die Gedanken, die vorhin aus geschlossenen Lidern müde blinzelten, fangen an zu glühen und zu tanzen. Bunte Reigen führen sie auf, herrliche Bilder zaubern sie:

Er ist daheim, weit hinten im ebenen Land. Sein Haus steht hell in der Sonne und lacht aus vielen glänzenden Fenstern. Blumen blühen im Garten, viele Bäume stehen voll Frucht. Und weit, weit in die Ferne, wie ein endloses Meer dehnt sich das goldene Korn. Daheim in der großen Stube mit den milchweißen Gardinen sitzt die junge Frau. Sonne liegt in verschwenderischer Fülle in ihrem Haar. Sie näht. Kleine, weiße freundliche Sächelchen. Und ab und zu atmet sie tief und schaut mit sehnsüchtigen Augen in die Welt. Und sieht die Obstbäume, die sich neigen unter der Last der Früchte. Und dabei kommt ein seltsames Zittern in den jungen Körper.

Der Soldat fühlt das Zittern. Warm quillt es ihm aus dem Herzen empor, in inniger Liebe will er die Arme ausbreiten. Da schrickt er auf. Das Feuer lodert hell. Der Wind pfeift schärfer, wilder schlägt sein Mantel um die Knie. Auf einmal kommt eine Angst über ihn. Er weiß nicht woher. Aber furchtbar packt sie ihn an und will ihn forttreiben. Ruft ihn mit tausend gräßlichen Stimmen heim. Jetzt weiß er es genau. Ein Unglück geschieht zu Hause. Er hört seine junge Frau, sie weint nach ihm, sie bittet ihn. Unzählige unsichtbare Fäden reißen an ihm, wollen ihn heimziehen mit unwiderstehlicher Gewalt. Eine Weile zaudert er, das Gewehr entgleitet seiner Hand. Aber da rafft er sich auf und schreitet weiter durch die Nacht, und starrt in die Glut und horcht mit feinen Ohren den Stimmen aus der Heimat.

Und aus dem dumpfen, unglückseligen Druck wächst es ihm groß in die Seele: Nacht. Still liegt sein Haus. Aber dort im Schatten schleicht etwas. Geht in den Stall, lautlos, rasch. Der Soldat zittert. Hat er einen Feind, ist ihm jemand Gram? Fieberhaft suchen seine Gedanken. Und da taucht ein Gesicht auf, hager und häßlich. Mit grünen, falschen Augen. Das ist der Wildhofbauer, und der hat seine Frau begehrt. Gott, Gott, jetzt wird er sich rächen, in dieser Stunde. Schon spürt der Soldat beißenden Rauch in der Nase. Und ein Knistern und Aechzen beginnt. Flammen schlagen aus dem Dach seines Hauses, reißen um sich, naschen und haschen wie hungrige Zungen. Wind peitscht in das Feuer. Das Dach stürzt ein. Aus den Fenstern qualmt dicker Rauch. Jetzt gellen die Glocken. Das Dorf wird wach. Karren rasseln, Pferde stampfen daher. Zischend zerschlägt sich der Wasserstrahl. Leitern steigen schlank in die Höhe. Behende Menschen turnen hinauf. Sie brechen ins Haus ein, sie suchen, suchen. Aber sie kommen wieder mit leeren Armen. Und der Wind wird verrückt und heult aus allen Backen. Flammengarben wirft er weit in die Nacht, ein Glutregen prasselt auf die Erde nieder. Und aus dem Feuer und dem Rauch formt sich ein gelbes, häßliches Gesicht. Und grinst und lacht und droht und ist voll Haß . . .

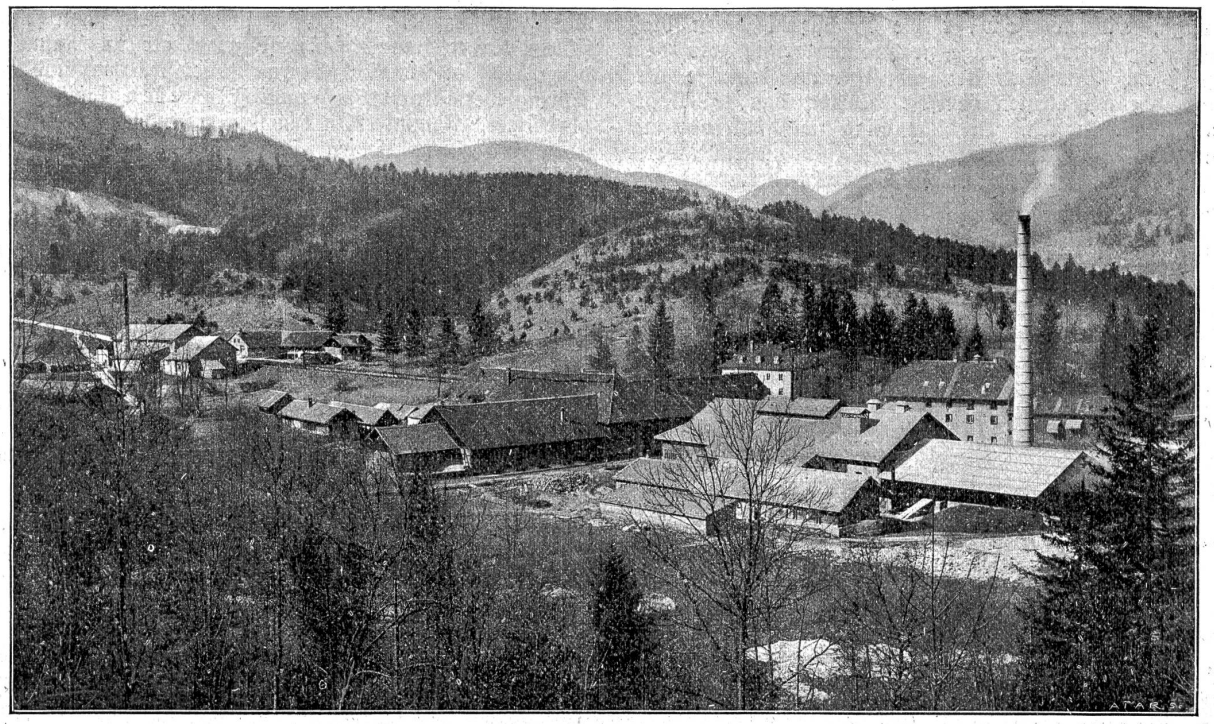
Der Soldat schreit. Mit irren Augen starrt er in die Glut. Und dann saust sein Kolben in das Feuer und schlägt es kurz und klein. Darob erwachen die andern. Schlaftrunken stürzen sie in die Dunkelheit. Da kommt er zu sich. Er spürt den Schweiß auf der Stirne, er trocknet ihn. Ihm ist wie nach bösem, bösem Traum. Noch beben alle seine Glieder, aber die Brust atmet frei, und ruhig fließt das Blut. Alles an ihm atmet auf in seliger Befreiung. „Geht schlafen," sagt er mit klarer Stimme zu den erstaunten Kameraden. „Das Feuer griff zu sehr um sich, im Wind. Da hab ich es erschlagen."

Und ruhig steht er weiter auf der Wacht.

Zur selben Stunde ist daheim, weit hinten im Land sein Haus niedergebrannt. Und er hat keine Gattin und nichts, nichts mehr. —

Die Glashütte von Münster (Berner Jura).

Die Geschichte der jurassischen Glasindustrie weist in die Römerzeit zurück. Die älteste historisch bekannte Glashütte ist diejenige von Chaluet bei Court, die schon im 16. Jahrhundert in Tätigkeit war. In der Geschichte des Bistums Basel von Morel (um 1813) werden zwei andere Glashütten erwähnt; die eine stund in Laufen, die andere in Roches. Die letztere wurde später nach Münster verpflanzt, wo sie heute noch funktioniert. Es war im Jahre 1840, als dies geschah. Der Gründer der Glashütte von Moutier war ein Herr Célestin Chatelain, der vor 1817 in der französischen Glashütte Blanche-Roches am Doubs tätig war; diesem Etablissement entstand in Münster nun eine gefährliche Konkurrenz. Das Vorhandensein von gutem Sand und Kalkstein brachte die dortige Glashütte bald in Aufschwung. Sie erstellt heute ein gutes feines Roh-



Die Glashütte von Münster (Berner Jura).

glas und alle möglichen Gebrauchssorten und Gebrauchsformen, unter anderem delikate Gläser. — Der Besuch in der Glashütte zu Münster ist außerordentlich lehrreich und interessant. Die Gluthölle, in der die Glasbläser, jene modernen Cyklopen, ihr kunstvolles Handwerk treiben, hinterläßt einen unauslöschlichen Eindruck. Die meisten von diesen Glasbläsern sind eigentliche Künstler; ihre Arbeit wird auch entsprechend bewertet. Die Monatsgage schwankt zwischen 300—1500 Franken. Die Glasbläserkunst vererbt sich denn auch meist vom Vater auf den Sohn. Die Glasbläser bilden noch heute eine streng geschlossene Gilde, die etwas auf sich halten und an der Ueberlieferung eifersüchtig festhalten. Fast alle Glasbläser in Moutier sind Belgier oder Franzosen.

Die Rassenmischung und das Schweizerdeutsch. Von F. Schwarz.

In seinen nie veraltenden Reiseschilderungen aus den Schweizeralpen plaudert J. V. Widmann irgendwo von den zierlich gebauten Leuten des Eringertales, die ihn, wie sie auf ihren Maultieren zur Predigt reiten, an die Sarazenen erinnern. Nun ja. „Was kein Verstand des Verständigen sieht, das ahnet . . .“

Das Wallis weist ziemlich einwandfreie Zeugen auf für das Eindringen dieses arabischen Eroberervolkes, und, was noch wichtiger ist, für dessen bleibende Ansiedlung in den Walliser Alpentälern. Kein Gebiet der Wissenschaft hat sich in den letzten Jahren so regenerationsbedürftig erwiesen wie das der Rassenkunde. Von der Farbe der Haut, der Länge und Breite der Köpfe, von der Sprache wollte man ausgehen und fand überall Uebergänge, Widersprüche, Leute, die nicht zu klassifizieren waren. Török maß bis 3000 verschiedene Linien am menschlichen Schädel und stellte darauf gestützt ein System der Rassen auf — mit dem Erfolg, daß Virchow Ende der achtziger Jahre bei den Oberbayern, einem sehr einheitlichen Volksstamm, alle verschiedenen Schädelformen der Török'schen Einteilung feststellte! Diese Entdeckung beendete die Arbeit der Knochenmesser und mit der Einteilung der Menschheit war's wieder nichts.

In der Schweiz finden wir natürlich auch eine wahre Musterkarte von Rassen. Rein nach somatischem (Körper-) Material wird heute die Bevölkerung Europas in drei Typen eingeteilt. Der erste Typus wäre der Mittelmeertypus, braun, langköpfig, mit dunkeln Augen. Er verbreitete sich bis in den äußersten Norden Europas, wo er die starke Pigmentierung der Haut verlor, blond und helläugig wurde. Wie ein Keil zwang sich zwischen diese beiden der dritte, der alpine Typus, hinein, von Asien kommend — die beiden ersten gemeinsam von Afrika. — Das ist die heute am meisten vertretene Theorie. Wir Schweizer gehören zum alpinen Typus, kämen somit von Asien und wären — immer nach dieser Theorie — mit den Mongolen verwandt. Wem diese Theorie nicht bekannt war, dem wird das Vorkommen der sogenannten Mongolenfalte bei ganz kleinen Kindern ziemlich bedeutungslos gewesen sein. Beginnt man zu beobachten, so findet man die durch diese Falte im Augenlid entstehenden „Schlitzaugen“ in den ersten Lebenstagen unserer Kleinen viel häufiger als man denkt.

Ist rein vom körperlichen Standpunkt betrachtet der „Schweizer“ also eine Mischung verschiedener Typen durch die Völkerwanderung wie auch seither, so ist unser Schweizerdeutsch eine noch viel eigenartigere Mischung. Leider fehlt noch ein Werk, an Hand dessen wir die Sprachzugehörigkeit unserer Wörter leicht bestimmen könnten. Dabei würden wir romanische und germanische Abstammung in erster Linie feststellen und mit dem Rest nach dem Witzvers des Philologen verfahren: „Was man sich nicht erklären kann, das sieht man stets als keltisch an.“

Für das Englische hat Marsch in einer interessanten Abhandlung Berechnungen über die Abstammung der englischen Wörter gemacht. Er ging noch weiter und untersuchte, welche Dichter und auch welche Zeitalter mehr Wörter germanischen als romanischen Ursprungs brauchten. Ploughman brauchte am meisten Wörter deutscher Abstammung, fünfundneunzig gegen bloß fünf französischen